



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

Im Jahr 1919 gleicht Italien einem politischen Trümmerfeld. Der Erste Weltkrieg hat die italienische Regierung massiv geschwächt, sozialistische wie rechtsnationale Gruppen erleben einen noch nie dagewesenen Aufstieg und stellen politische Institutionen radikal in Frage, während frustrierte Kriegsheimkehrer durch die Straßen des Landes ziehen. Getrieben von ihrem Unmut lassen sich die ehemaligen Kämpfer bald von einem Mann einen, der sie zu gemeinsamen Aktionen gegen die politische Linke aufruft: Benito Mussolini, Gründer des *Il Popolo d'Italia* und ehemaliger Chef des linksextremen Flügels der Sozialistischen Partei Italiens. Dem Fünfunddreißigjährigen gelingt es, sich in Zeiten politischer Unsicherheit Gehör zu verschaffen und unterschiedlichste Gruppierungen unter einem gemeinsamen Banner zu versammeln. Bis zum berühmten Marsch auf Rom 1922 und darüber hinaus wird Mussolini seine Macht in Italien rasant ausbauen und den Faschismus als Staatsideologie unwiderruflich festschreiben.

**Antonio Scurati**, 1969 in Neapel geboren, lehrt an der Universität Mailand und koordiniert dort das Forschungszentrum für Kriegs- und Gewaltsprachen. Seine Romane sind in viele Sprachen übersetzt und wurden mehrfach mit Preisen ausgezeichnet, unter anderem mit dem Premio Mondello und dem Premio Campiello. Sein jüngster Roman »M. Der Sohn des Jahrhunderts«, stand monatelang auf der italienischen Bestsellerliste, wurde von der internationalen Presse gefeiert und erhielt den wichtigsten Literaturpreis Italiens, den Premio Strega.

**Verena von Koskull**, Jahrgang 1970, studierte Italienisch und Englisch für Übersetzer sowie Kunstgeschichte in Berlin und Bologna. Seit dem Jahr 2002 ist sie als Literaturübersetzerin tätig und übersetzt außerdem für die Wochenzeitung DIE ZEIT.

Antonio  
SCURATI



DER SOHN DES  
JAHRHUNDERTS

Roman

Aus dem Italienischen  
von Verena von Koskull

Klett-Cotta

Ereignisse und Personen dieses dokumentarischen Romans entspringen *nicht* der Fantasie des Autors. Im Gegenteil, sämtliche hier geschilderten Begebenheiten, Personen, Dialoge oder Reden sind historisch belegt und/oder durch mehr als eine Quelle bezeugt. Dennoch bleibt die Geschichte eine Erfindung, die sich aus dem Fundus der Wirklichkeit bedient. Allerdings nicht willkürlich.

Der Verfassungstext der Carta del Carnaro auf S. 182 folgt der Übersetzung in Hans Ulrich Gumbrecht: »Der Dichter als Kommandant. D'Annunzio erobert Fiume«. München 1996.

Die Zitate auf S. 440 f. stammen aus: Gabriele D'Annunzio: »Notturmo«. Deutsch von S. O. Fangor. Wien 1922.

Klett-Cotta

[www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»M. Il figlio del secolo« im Verlag Bompiani, Mailand

© 2018 Antonio Scurati. Published by arrangement with

The Italian Literary Agency

Für die deutsche Ausgabe

© 2020 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: ANZINGER UND RASP Kommunikation GmbH, München

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-98567-2

»Ich bin eine Kraft der Vergangenheit.«

*Pier Paolo Pasolini*

1919

Draußen liegt der Platz des Heiligen Grabes. Kaum hundert Menschen, alles Männer, die nichts zählen. Wir sind wenige, und wir sind tot.

Sie warten darauf, dass ich rede, doch ich habe nichts zu sagen.

Der Schauplatz ist leer, überschwemmt von Millionen Leichen, eine Flut toter Leiber, verflüssigt und zu Brei geworden, die aus den Schützengräben im Karst, auf dem Ortigara und am Isonzo aufgestiegen ist. Unsere Helden sind bereits gefallen oder werden es sein. Wir lieben sie bis zuletzt, ausnahmslos. Wir hocken auf dem heiligen Berg der Toten.

Der Realismus, der jeder Überschwemmung folgt, hat mir die Augen geöffnet: Europa ist nunmehr eine leere Bühne. Sie alle sind verschwunden: die bärtigen Männer, die melodramatischen Überväter, die großmütigen, weinerlichen Liberalen, die geistreichen Rhetoriker, die Moderaten und ihr gesunder Menschenverstand, dem wir seit jeher unser Unglück verdanken, die maroden Politiker, die in der Angst des unmittelbaren Niedergangs leben und jeden Tag um einen Aufschub des Unausweichlichen betteln. Ihnen allen hat die Stunde geschlagen. Die alten Männer werden von jener riesigen Masse überrollt, vier Millionen Kämpfer, die gegen die Landesgrenzen drängen, vier Millionen Heimkehrer. Man muss mitgehen, voranschreiten. Die Vorhersage ändert sich nicht, noch immer stehen die Zeichen auf Sturm. Der Krieg bleibt an der Tagesordnung. Die Welt strebt zwei großen Parteien zu: denen, die gewesen sind, und denen, die nicht gewesen sind.

Ich sehe das, ganz deutlich sehe ich all das in dieser Ansammlung Kopflöser und Entwurzelter, und doch habe ich nichts zu sagen. Wir sind ein Volk von Veteranen, ein Menschengeschlecht aus Überlebenden, aus Resten. In den Nächten der Vernichtung, in die Krater gekauert, hat uns ein Gefühl durchdrungen, das der Ekstase des Epileptikers gleicht. Wir reden knapp, einsilbig, kühn, in Salven. Wir feuern Ideen ab, die wir nicht haben, und verfallen sogleich wieder in Schweigen. Wir sind wie Geister unbestatteter Toter, die den Leuten aus der Etappe das Wort überlassen haben.

Und doch sind dies, und nur dies, meine Leute. Ich weiß es genau. Ich bin der Versprengte par excellence, der Beschützer der Demobilisierten, der Verirrte auf der Suche nach dem Weg. Doch die Unternehmung steht und will vorangebracht werden. In diesem halbleeren Saal wittere ich mit geblähten Nasenflügeln das Jahrhundert, dann recke ich den Arm, ertaste den Puls der Menge und bin mir meines Publikums gewiss.

Die erste Versammlung der Kampfbünde, für die *Il Popolo d'Italia*, als sei das ein schicksalsträchtiges Datum, wochenlang die Trommel gerührt hat, sollte im Teatro dal Verme stattfinden, das dreitausend Plätze fasst. Doch der große Auftritt wurde abgeblasen. Der gähnen-den Leere haben wir die kleine Schmach vorgezogen. Wir sind auf diesen Sitzungssaal des Industrie- und Handelsverbands ausgewichen. Und hier soll ich nun sprechen. Zwischen vier in tristem Seegrün tapezierten Wänden mit Blick auf nichts als einen kleinen, grauen Kirchplatz, umgeben von Vergoldungen, die sich vergeblich mühen, die Biedermeiersessel aus ihrer Dumpfheit zu reißen, inmitten weniger struppiger Haarschöpfe, Glatzen, Armstümpfe, ausgemergelter Veteranen, die den asthmatischen Hauch krämerhafter Gewohnheiten, alter Vorsichten und penibler Erbsenzählerei atmen. Vom Ende des Saales lugt hin und wieder neugierig ein Verbandsmitglied herein. Ein Seifengrossist, ein Kupferimporteur und dergleichen. Er blickt unschlüssig drein und verschwindet wieder, um seine Zigarre zu rauchen und einen Campari zu trinken.

Wieso sollte ich sprechen?!



Den Vorsitz der Versammlung hat Ferruccio Vecchi übernommen, glühender Interventionist und krankheitsbedingt freigestellter Arditi-Anführer, dunkel, groß, blass und hager, mit eingefallenen Augen: Stigmata des krankhaften Verfalls. Ein reizbarer, tuberkulöser Hitzkopf, der voller Geifer predigt, ohne Maß und Substanz, und sich in den entflammbarsten Momenten öffentlicher Kundgebungen wie besessen hineinsteigert, gepackt von demagogischem Wahn, und dann ... dann wird er wirklich gefährlich. Generalsekretär der Bewegung wird vermutlich Attilio Longoni, ein ehemaliger Eisenbahner, ungebildet, ehrgeizig und dumm, wie es nur die Ehrlichen sind. Er oder Umberto Pasella, im Knast geborener Sohn eines Gefängniswärters, später Handelsvertreter, revolutionärer Gewerkschafter, Garibaldiner in Griechenland und Zauberer im Wanderzirkus. Die anderen Köpfe wählen wir zufällig unter denen aus, die in der ersten Reihe am lautesten krakeelt haben.

Wieso sollte ich vor diesen Männern sprechen?! Ihretwegen haben die Fakten jegliche Theorie überholt. Es sind Menschen, die das Leben wie auf Befehl erstürmen. Vor mir liegen nur der Schützengraben, der Schaum der Tage, das Schlachtfeld, die Arena der Wahnsinnigen, die von Kanonenschlägen durchfurchten Äcker, die Berserker, die Entgleisten, die Verbrecher, die verkappten Genies, die Nichtsnutze, die kleinstädtischen Playboys, die Schizophrenen, die Verwahrlosten, die Verlorenen, die Regellosen, Nachtschwärmer, ehemaligen Sträflinge, Vorbestraften, Anarchisten, zündelnden Gewerkschafter, armseligen Schmierfinken, eine Politbohème aus Veteranen, Offizieren und Unteroffizieren, Männer, die mit Schuss- und Stichwaffen umzugehen wissen und als Gewalttäter in die Normalität heimkehren, die verblendeten Fanatiker, die Überlebenden, die sich als todgeweihte Helden wähnen und eine schlecht kurierte Syphilis für einen Wink des Schicksals halten.

Ich weiß das, ich sehe sie hier vor mir stehen, kenne sie auswendig: Es sind die Männer des Krieges – des Krieges und seines Mythos. Ich begehre sie, wie der Mann das Weib begehrt, und zugleich verachte ich sie. Ja, ich verachte sie, doch das zählt nicht: Eine Ära ist zu Ende

und eine neue ist angebrochen. Der Trümmerberg wächst, Scherben bringen Scherben hervor. Ich bin der Mann des »Danach«. Und darauf lege ich Wert. Mit diesem Ausschuss – mit dieser menschlichen Schlacke – wird Geschichte gemacht.

Das ist es, was ich vor mir habe. Und hinter mir nichts. Hinter mir liegt der 24. Oktober 1917. Caporetto. Der Todeskampf unserer Epoche, die größte militärische Niederlage aller Zeiten. Ein Heer von einer Million Soldaten, vernichtet an einem Wochenende. Hinter mir liegt der 24. November 1914. Der Tag meines Ausschlusses aus der sozialistischen Partei, der Saal der Humanitären Gesellschaft, in dem sie meinen Namen verfluchten, die Arbeiter, deren Idol ich bis tags zuvor noch gewesen war und die sich nun um die Ehre balgen, auf mich einzuprügeln. Tagtäglich erreichen mich ihre Todeswünsche. Sie wünschen mir ebenso den Tod wie D'Annunzio, Marinetti, De Ambris und selbst Corridoni, der vor vier Jahren in der dritten Isonzo-Schlacht gefallen ist. Sie wünschen denen den Tod, die bereits gestorben sind. Sie hassen uns, weil wir sie im Stich gelassen haben.

Die »roten« Massen ahnen, dass ihr Sieg bevorsteht. Binnen sechs Monaten sind drei Reiche gefallen, drei Geschlechter, die Europa seit sechs Jahrhunderten regierten. Die Spanische Grippe hat bereits Abermillionen Opfer infiziert. Die Ereignisse atmen Apokalypse. Vorige Woche hat sich die Kommunistische Internationale in Moskau versammelt. Die Partei des Weltbürgerkrieges. Die Partei derer, die mich tot sehen wollen. Von Moskau bis Mexiko-Stadt, im gesamten Erdkreis. Das Zeitalter der Massenpolitik bricht an, und hier drinnen sind wir weniger als hundert.

Doch auch das ist bedeutungslos. Niemand glaubt mehr an den Sieg. Er hat bereits stattgefunden, und er schmeckte nach Dreck. Unsere Begeisterung – Jugend, Jugend! – ist selbstmörderische Verzweiflung. Wir sind mit den Toten, die unseren Aufruf in diesem halbleeren Saal millionenfach erwidern.

Unten auf der Straße rufen die Burschen lautstark nach Revolution. Wir lachen darüber. Die Revolution haben wir bereits gemacht. In dem wir dieses Land am 24. Mai 1915 mit Fußtritten in den Krieg be-

fördert haben. Jetzt sagen alle, der Krieg sei vorüber. Und wir lachen abermals. Der Krieg sind wir. Die Zukunft gehört uns. Da ist nichts zu machen, es hat keinen Zweck, ich bin wie ein Tier: Ich wittere die kommende Zeit.

---

Obgleich er an Syphilis leidet, ist Benito Mussolini in guter körperlicher Verfassung.

Seine Robustheit ermöglicht ihm ausdauerndes Arbeiten.

Er schläft bis in den späten Morgen, verlässt zur Mittagsstunde das Haus und kehrt nicht vor drei Uhr nachts zurück. Von einer kurzen Pause für die Mahlzeiten abgesehen, widmet er diese fünfzehn Stunden der journalistischen und politischen Arbeit.

Er ist, wie seine zahlreichen Verhältnisse mit diversen Frauen belegen, ein sinnlicher Mensch.

Er ist gefühlsbetont und impulsiv. Diese Eigenschaften machen seine Ansprachen eingängig und überzeugend. Doch aller Eloquenz zum Trotz kann man ihn nicht als geborenen Redner bezeichnen.

Im Grunde seines Wesens ist er ein Gefühlsmensch, was ihm zahlreiche Sympathien und Freundschaften einbringt.

Er ist uneigennützig und großzügig und genießt den Ruf eines selbstlosen Philanthropen.

Er ist hochintelligent, besonnen, maßvoll, überlegt, ein guter Menschenkenner und weiß um die menschlichen Stärken und Schwächen.

Spontan in seinen Zu- und Abneigungen, opferbereit für seine Freunde und beharrlich bei Feindschaften und Hass.

Er ist mutig und furchtlos; verfügt über organisatorisches Geschick, ist entschlossfreudig; in seinen Überzeugungen und Vorsätzen jedoch weniger standhaft.

Er ist überaus ehrgeizig, beseelt von der Überzeugung, für das Schicksal Italiens eine entscheidende Rolle zu spielen, und entschlossen, sie gel-

tend zu machen. Er ist ein Mann, der sich nicht mit einem Platz in der zweiten Reihe begnügt. Er will an der Spitze stehen und herrschen.

Im Apparat der Sozialisten nahm er wie aus dem Nichts rasch einen wichtigen Posten ein. Vor dem Krieg war er der ideale Herausgeber der Zeitung *Avanti!*, dem Zentralorgan aller Sozialisten. In dieser Funktion war er äußerst geschätzt und beliebt. Manch alter Weggefährte und Bewunderer gesteht noch heute, dass keiner die Seele des Proletariats besser verstand und zu deuten wusste als er; umso schwerer wog sein Verrat (Apostasie), als er sich binnen weniger Wochen vom glühenden Verfechter gänzlicher Neutralität zum glühenden Verfechter des Kriegseintritts wandelte.

Ich glaube nicht, dass dieses Verhalten von Kalkül oder Gewinnstreben getrieben war.

Es lässt sich unmöglich sagen, wie viele seiner sozialistischen Überzeugungen, von denen er sich öffentlich nie lossagte, in den finanziellen Transaktionen, die für die Fortführung des Kampfes mittels der von ihm neugegründeten Zeitung *Il Popolo d'Italia* unerlässlich waren, verloren gegangen sind, ebenso wie in dem Kontakt mit Menschen und verschiedenen Glaubensströmungen, den Reibereien mit den ehemaligen Genossen und unter dem ständigen Druck des unbändigen Hasses, der beißenden Missgunst, der Anschuldigungen, Beleidigungen und unablässigen Verleumdungen seitens seiner früheren Anhänger. Sollten sich solche Wandlungen jedoch im Schatten der jüngsten Ereignisse vollzogen haben, ließe Mussolini sie niemals durchblicken und würde stets als Sozialist erscheinen wollen, für den er sich womöglich immer noch hält.

Dies ist, laut meinen Nachforschungen und entgegen der Meinung seiner einstigen Glaubensgenossen und Anhänger, das moralische Profil dieses Mannes.

Wenn jedoch eine besonders einflussreiche, kluge Person die schwache Stelle in seinem Wesen zu finden vermöchte und es zumal verstünde, seine Sympathie zu gewinnen, in sein Inneres vorzudringen und ihm zu zeigen, worin das wahre Interesse Italiens besteht (denn ich glaube an seinen Patriotismus), und wenn sie ihm mit einigem Feingefühl die notwendigen Mittel für eine konzertierte politische Aktion antrüge,

ohne den Eindruck einer plumpen Erpressung zu erwecken, könnte sich Mussolini nach und nach erobern lassen.

Doch bei seinem Temperament gibt es keinerlei Gewissheit, dass er an irgendeinem Punkt des Weges nicht abtrünnig wird. Er ist, wie bereits erwähnt, gefühlsbetont und impulsiv.

Mussolini, Mann des Gedankens und der Tat, fähiger und prägnanter Schreiber, überzeugender, dynamischer Redner, könnte in feindlichem Feld zweifelsohne zu einem Führer mit gefürchteter Faust werden.

Bericht des Generalinspektors für öffentliche Sicherheit  
Giovanni Gasti, Frühjahr 1919

### **Aktionsbünde zwischen Interventionisten**

Gestern fand im Saal des Industrie- und Handelsverbandes eine Versammlung zur Gründung der regionalen Bünde interventionistischer Gruppen statt. Bei der Versammlung sprachen unter anderem der Industrielle Enzo Ferrari sowie der Hauptmann der Arditi Vecchi. Prof. Mussolini legte folgende Eckpfeiler für das Vorgehen der Bünde dar: Würdigung des Krieges und derer, die im Kriege gekämpft haben; Nachweis, dass der Imperialismus, dessen man die Italiener zeicht, von sämtlichen Völkern einschließlich Belgien und Portugal gewollt ist, und somit Widerstand gegen sämtliche imperialistische Bestrebungen des Auslands, die unserem Lande schaden, sowie Widerstand gegen einen italienischen Imperialismus zu Lasten anderer Nationen; und schließlich Bejahung des Wahlkampfes mit dem »Faktum« des Krieges und Front gegen sämtliche Parteien und Kandidaten, die sich selbigem entgegengestellt haben.

Nachdem zahlreiche weitere Redner zu Wort gekommen waren, wurden Mussolinis Vorschläge angenommen. Auf der Versammlung waren mehrere italienische Städte vertreten.

*Corriere della Sera*, 24. März 1919  
Rubrik »Themen vom Sonntag«

## Drei Tonnen Seife gestohlen

Mehrere Diebe drangen in das Lager von Giuseppe Blen in der Via Pomponazzi 4 ein und erbeuteten stolze 64 Kisten Seife zu je einem Zentner.

Die zweifellos zahlreichen Beteiligten verfügten zur Fortschaffung der mehr als dreißig Doppelzentner schweren, sperrigen Ware offenbar über Fuhrwerke oder Lastwagen.

Trotz der langwierigen, geräuschvollen und unübersehbaren Aktion gab es keinerlei dienliche Hinweise auf die dreisten Täter. Der Wert der geraubten Ware beläuft sich auf rund 15 000 Lire.

*Corriere della Sera*, 24. März 1919  
Rubrik »Themen vom Sonntag«

Nur wenige Straßen liegen zwischen der Via Paolo da Cannobio, wo sich der »Bau Nummer 2« genannte Redaktionssitz des *Il Popolo d'Italia* befindet, und dem Bau Nummer 1, der Mailänder Sektion des Arditi-Verbandes in der Via Cerva 23. Als Benito Mussolini im Frühjahr 1919 sein Büro verlässt, um in einer Trattoria zu Abend zu essen, sind es stinkende, elende und gefährliche Straßen.

Wie ein zystischer Splitter mailändisches Mittelalter steckt das Bottonuto unter der Haut der modernen Stadt. Ein Netz aus Gassen und Läden, frühchristlichen Kirchen und Bordellen, Kneipen und Kaschemmen, bevölkert von fliegenden Händlern, Nutten und Vagabunden. Der Ursprung des Namens ist ungewiss. Vielleicht stammt er von der Schlupfporte für die Truppen, die sich einst auf der Südseite befand. Manche sagen, das Wort, das nach geschwellenen Drüsen klingt, sei das verstümmelte Patronym eines unter Barbarossa eingefallenen Söldnerheers. In jedem Fall ist das Bottonuto ein fauliger Pfuhl direkt hinter dem Domplatz, dem geografischen und baulichen Zentrum Mailands.

Bei seiner Durchquerung muss man sich die Nase zuhalten. Dreck sickert aus den Mauern, der Vicolo delle Quaglie ist zu einem Pissoir verkommen, die Menschen sind so verdorben wie die modrigen Hinterhöfe, alles ist käuflich, am helllichten Tag kommt es zu Raubüberfällen und Prügeleien, die Soldaten drängeln sich vor den Bordellen. Direkt oder indirekt leben alle von der Prostitution.

Mussolini isst spät zu Abend. Nach 22 Uhr taucht er aus dem Redaktionskabuff auf – ein Verschlag, der auf den engen Hof hinausgeht,



eine Art vertikaler, über einen Laufgang mit dem Redaktionsraum verbundener Schlauch –, zündet sich eine Zigarette an und macht sich munter und entschlossen auf den Weg in die pestige Enklave. Horden barfüßiger Waisenkinder zeigen aufgeregt auf ihn – »der Spinner«, rufen sie einander zu –, die im Gossendreck hockenden Bettler strecken die Hand aus, die in den Hauseingängen hungernden Zuhälter grüßen ihn mit respektvollem, wiewohl vertraulichem Nicken. Er erwidert jede Aufmerksamkeit. Bei manchen bleibt er stehen und wechselt ein paar Worte, klärt etwas, vereinbart Treffen und kleine Absprachen. Er gewährt seinem Hof der Wunder Audienz. Er schreit diese eingepferchten Menschen ab wie ein General beim Ausheben einer Armee.

Wurden Revolutionen nicht seit jeher so gemacht: indem man den gesamten Bodensatz der Gesellschaft mit Revolvern und Handgranaten bestückt? Was trennt letztlich den traumatisierten Veteranen vom Dienstentlassenen, der für einen Hungerlohn als Wachmann bei der Zeitung arbeitet, und dem »racheté«, dem von Zuhältereien lebenden Gewohnheitskriminellen? Fähige Arbeitskräfte sind sie allesamt. Immer wieder sagt er das seinem engsten Mitarbeiter und womöglich einzigen wirklichen Berater Cesare Rossi, der an seiner Klüngelei mit diesen Leuten Anstoß nimmt. »Wir sind noch zu schwach, um auf sie verzichten zu können«, sagt er dann, um Rossi zu beschwichtigen. Zu schwach, zweifelsohne: der *Corriere della Sera*, die Zeitung des blasierten liberalen Bürgertums, hat der Gründung der Kampfverbände nur eine knappe Notiz in der Sparte Vermischtes gewidmet, magere zehn Zeilen, kaum länger als die Meldung zu 64 gestohlenen Kisten Seife.

Sei's drum, an diesem Abend im frühen April lässt Benito Mussolini den Blick noch einmal kurz über seinen Hof der Wunder schweifen, dann reckt er den Hals, presst die Kiefer zusammen, wendet das Gesicht unter dem bereits fast kahlen Schädel zum Himmel, um erträgliche Luft zu atmen, schlägt den Jackenkragen hoch, tritt die Zigarette mit dem Absatz aus und setzt sich in Bewegung. Wie ein mächtiges, sieches Lebewesen hinkt die düstere Stadt samt ihren verdorbenen

Gassen hinter ihm drein, ein riesiges verletztes Raubtier, das sich dem Ende entgegenschleppt.

Die Via Cerva dagegen ist eine alte, aristokratische Straße, friedvoll und still. Die zweistöckigen Patrizierhäuser mit den stilvollen, luftigen Höfen verleihen ihr etwas Romantisches. Auf dem glänzenden Asphalt hallt jeder Schritt durch die Nacht und lässt die tintenschwarze Luft zirkulieren. Die Arditi haben ein Ladenlokal mit Hinterzimmer besetzt, es gehört Signor Putato, dem Vater eines ihrer Mitglieder, und liegt dem Palazzo Visconti di Modrone direkt gegenüber. Es war nicht leicht, eine Bleibe für diese haltlosen Veteranen zu finden, die das Bürgertum verstören, weil sie im Winter mit aufgeknöpftem Uniformkragen über der nackten Brust und dem Dolch am Koppel herumlaufen. Fabelhafte Soldaten, wenn es darum ging, feindliche Stellungen zu stürmen, wertvoll im Krieg, doch abscheulich im Frieden. Wenn sie nicht in einem Bordell herumlümmeln oder ein Café belagern, hausen sie in diesen beiden kahlen Zimmern, betrinken sich am helllichten Tag, faseln von kommenden Schlachten und schlafen auf dem Boden. So verbringen sie die endlose Nachkriegszeit: Sie verklären die jüngste Vergangenheit, dramatisieren die unmittelbare Zukunft und verdrängen ketterauchend die Gegenwart.

Die Arditi haben ihren Krieg gewonnen, zumindest erzählen sie sich das. Sie verklären sich so sehr, dass Gianni Brambillaschi, ein überdrehter Zwanzigjähriger, im offiziellen Blatt der neuen Vereinigung namens *L'Ardito* schreibt: »Wer im Krieg nicht bei den Sturmtruppen gekämpft hat, der ist, selbst wenn er im Krieg gefallen ist, nie im Krieg gewesen.« Wobei man ohne sie gewiss nicht die Linie am Piave mit jener Gegenoffensive durchbrochen hätte, die im November 1918 zum Sieg über die österreichisch-ungarischen Truppen führte.

Das düstere Epos der Arditi hatte mit den sogenannten Todeskompanien begonnen, Pioniereinheiten, die den Grabenkämpfen der Infanterie den Boden bereiten sollten. Nachts schnitten sie Löcher in die Drahtverhaue und ließen Blindgänger hochgehen. Tagsüber robbten sie in gänzlich nutzlosen Schutzpanzern voran und wurden vom

Artilleriefeuer zerfetzt. Dann hatte jede Truppengattung – Infanterie, Bersaglieri, Alpini – begonnen, ihre eigenen Sturmtruppen zu bilden und besonders geschickte und kühne Frontsoldaten im Umgang mit Handgranate, Flammenwerfer und Maschinengewehr zu schulen. Doch ausschlaggebend war die Ausrüstung mit dem Grabendolch, der römischen Waffe schlechthin. Mit ihr nahm die Legende ihren Anfang.

In einem Krieg, der das herkömmliche Bild des angreifenden Soldaten zunichte gemacht hatte, in dem Giftgase und tonnenweise aus fernen Stellungen abgefeuerter Stahl zum reglosen Kauern in den Schützengräben verdammt, in einem technologischen Blutbad, in dem die Wendigkeit des voranstürmenden Kämpfers gegen das Sperrfeuer chancenlos war, hatten die Arditi den Nahkampf Mann gegen Mann wiederbelebt, den gewaltsamen Körperkontakt, das Zucken des Getöteten, das die bebende Klinge auf die Hand des Tötenden überträgt. Statt Angreifer hervorzubringen, hatte der Grabenkrieg Millionen Soldaten in defensive Naturen verwandelt, die sich als Opfer einer unentrinnbaren Weltkatastrophe sahen. In einen Krieg der zur Schlachtbank geführten Schafe hatten die Arditi jenes Selbstvertrauen zurückgebracht, das nur das meisterliche Metzeln mit einer kurzen Stichwaffe beschert. Unter dem Stahlgewitter, inmitten des anonymen Massensterbens, des industriellen Blutvergießens, hatten sie das zum Äußersten bereite Individuum zurückgebracht, den Heldenkult antiker Krieger mitsamt jener ganz speziellen Furcht, wie sie nur ein Messerstecher zu verbreiten weiß, der seine Opfer aus ihren Löchern zerrt, um sie mit eigenen Händen umzulegen.

Obendrein hatten die Arditi sämtliche Vorteile der Schizophrenie kultiviert. Ihre Spezialeinheiten waren nicht der Disziplin des Truppensoldaten unterworfen, sie marschierten nicht, waren vom zermürenden Dienst im Schützengraben befreit, mussten sich nicht damit abplacken, Gänge zu schaufeln oder Stollen in den Fels zu schlagen, sondern lebten zwanglos in der Etappe, wo sie an Kampftagen von Versorgungslastern eingesammelt und geradewegs bei den zu erobernden Stellungen abgeladen wurden. Diese Männer konnten

zum Frühstück einen österreichischen Offizier abstechen und sich zum Abendessen in einer Vicentiner Trattoria die Stockfischcreme schmecken lassen. Alltag und Mord rund um die Uhr.

Nach seinem Ausschluss aus der sozialistischen Partei und dem Verlust der proletarischen Armeen rekrutierte Mussolini diese Männer instinktiv vom Fleck weg. Bereits am 10. November 1918, dem Tag der Siegesfeiern, hatte sich der Herausgeber des *Il Popolo d'Italia* nach der Ansprache des Abgeordneten Agnelli am Denkmal der Cinque Giornate zu den Arditi auf den Lastwagen gesellt, über dem die schwarze Fahne mit dem Totenschädel flatterte. Als man im Caffè Borsa die Sektgläser erhob, trank er unter den Millionen Kämpfern ausdrücklich auf sie: »Kameraden! Ich habe euch verteidigt, als der Feigling euch verleumdete. Ich sehe etwas von mir in euch, und vielleicht erkennt ihr euch in mir.«

Und sie, diese tapferen Krieger, die das Oberkommando ausgerechnet in jenen glorreichen Tagen mit militärisch sinnlosen Gewaltmärschen durch die venetische Ebene zwischen Piave und Etsch demütigte, um diese plötzlich lästig und nutzlos gewordenen Männer zu beschäftigen, hatten sich mit ihm identifiziert. Als Gehasster und professioneller Hasser wusste er, dass ihr Groll wuchs und sie schon bald zu gänzlich verbitterten Veteranen machen würde. Er wusste, dass sie abends in ihren Zelten auf die Politiker, die Befehlshaber, die Sozialisten und das Bürgertum fluchten. Die Spanische Grippe hing in der Luft, und in den Tiefebenen Richtung Küste grassierte die Malaria. Bereits verstoßen und vom Fieber gebeutelt, während der ruchlose Tod in der Erinnerung verblasste, ließen die Arditi die Cognacflasche kreisen und lasen einander die Worte dieses Mannes vor, der sie von seinem Mailänder Büro aus für »das furchtlose Leben, den verwegenen Tod« pries. Drei Jahre lang waren sie eine Kriegerelite gewesen, eine auf den Titelseiten der Kinderzeitschriften heroisierte Phalanx: flatternde Krägen, Handgranaten, Messer zwischen den Zähnen. Zurück im zivilen Leben würden sie sich binnen weniger Wochen in eine Horde Asozialer verwandeln. Zehntausend tickende Zeitbomben.

Die Trattoria Grande Italia ist ein bescheidenes, schmutziges und verqualmtes Lokal. Die Einrichtung ist einfach, die Preise sind moderat, die Stammgäste wechselnd. Zu dieser Abendstunde sind es vor allem Journalisten und Theaterleute, Schriftsteller, Komiker; keine Tänzerinnen. Nur die rotweiß karierten Tischdecken unter den Flaschen mit piacentinischem Gutturino leuchten im Schummerlicht. Die Gäste sind ausschließlich männlich und fast alle bereits betrunken.

Mussolini steuert auf einen Ecktisch zu, an dem drei Männer ihn erwarten. Man sitzt dort für sich, abseits der Fenster, und hat einen guten Blick auf den Eingang. Aus der Hinterstube rechterseits dringt der gesellige Lärm einer Runde sozialistischer Drucker. Als Benito Mussolini Jacke und Hut ablegt, bevor er sich setzt, wird es dort einen Moment lang still. Dann folgt umso erregteres Stimmengewirr. Er wurde erkannt. Sofort ist er Gesprächsthema.

Auch seine Tischgenossen sind bekannte Gesichter. Zu seiner Rechten sitzt Ferruccio Vecchi, ein Landsmann aus der Romagna, Ingenieurstudent, Vertreter der futuristischen Bewegung, Interventionist und vielfach dekorierte Arditi-Anführer. Im Januar hat er die Hilfskasse und den Nationalen Verband der Arditi Italiens gegründet. Schwarzer Musketierspitzbart, eingefallene Augen, tuberkulös, gnadenloser Verführer. Über ihn kursieren unglaubliche und ungeheuerliche Geschichten: Es heißt, er sei über zwanzig Mal verwundet worden, habe einen österreichischen Schützengraben mit Handgranaten im Alleingang erstürmt und die Frau seines Oberst gevögelt, als sie nachts neben ihrem schlafenden Gatten lag.

Doch wirklich übel ist die andere Seite des Tisches. Dort sitzt eine kleine, untersetzte, specknackige Gestalt, deren Kopf direkt auf den Schultern zu sitzen scheint. Das dümmliche Grinsen in der pausbackigen Visage spiegelt schiere kindliche Grausamkeit. Hin und wieder hebt der Stierjunge den Kopf, hält die Luft an und stiert ins Leere wie vor dem Objektiv eines Fotografen. Nicht nur die Pose, auch die Kleidung ist theatralisch: Unter der graugrünen Militärjacke trägt er einen schwarzen Rollkragenpullover mit Stickerei auf der Brust, ein weißer Schädel mit einem Dolch zwischen den Zähnen. Am Koppel,

das seine Hosen zusammenhält, baumelt ein weiterer Dolch, ein echter mit Perlmuttergriff.

Er heißt Albino Volpi, dreißig Jahre, Tischler, wegen allerhand Vergehen mehrfach vorbestraft, Angehöriger der Arditi, von Zivilgerichten wegen Beamtenbeleidigung, Diebstahl, Einbruch, schwerer Körperverletzung und vom Militärgericht wegen Fahnenflucht verurteilt. Von ihm erzählt man sich keine Abenteuer, man flüstert sie. Zwei Legenden umgeben ihn, eine heldenhafte und eine kriminelle. Besessen von Gewalt, zog er des Nachts im Krieg angeblich auf eigene Faust los, kroch aus dem vordersten Schützengraben, pirschte sich, mit nichts als dem Dolch bewaffnet, vollkommen lautlos auf allen Vieren zum feindlichen Graben vor und schnitt der schlafenden Wache die Kehle durch, aus reiner Lust am pfeifenden Zischen des Blutes, das aus der Halsschlagader strömt. Man munkelt, er habe eine ganz spezielle Art, das Messer zu führen ... Fraglos ist er ein »Kaiman des Piave« gewesen, einer jener Soldaten, die darauf getrimmt waren, nachts den Fluss zu durchqueren, um die Wachen auf der österreichisch besetzten Seite abzumurksen. Nackt, die Haut mit grauer Tonerde beschmiert, um mit der Ufervegetation zu verschmelzen, schwammen sie durch die eisige Strömung des Oktoberhochwassers, um einen kleinen, grausamen Tod in das feindliche Lager zu bringen. Sie hatten keinerlei praktischen Nutzen, weder taktisch noch strategisch, und doch waren die Kaimane für den Sieg unerlässlich gewesen. Legendengestalten – womöglich gab es sie nicht einmal, und sie waren reine Propagandageschöpfe –, die ein seit Urzeiten überliefertes Geheimnis hüteten: dass die Nacht dunkel und voller Schrecken ist.

»Den Nahkampf gibt es nicht mehr«, hatte es über den Ersten Weltkrieg bedauernd geheißen. »Kein Verbrecher ist je ein Kriegsheld gewesen«, pflegte jeder redliche und aufrechte Offizier zu sagen. Der Mann, der Mussolini gegenübersteht und das Gesicht in einer Kasserolle mit Wirsing und Speck, Schweinsfüßen und Schweinskopf vergräbt wie ein Tier, das die blutverschmierte Schnauze in die Eingeweide seiner Beute wühlt, scheint beiden Behauptungen Hohn zu sprechen.

An Mussolinis Tisch wird wenig geredet. Schweigend verdrückt man seine Ration und stiert dumpf auf den Grund des Glases. Man weiß bereits alles. Da gesellt sich ein dicker, polternder Kerl zu ihnen – lockerer schwarzer Binder, der große Hut schräg auf dem Kopf – und fängt an, von irgendwelchen grässlichen Vorkommnissen zu faseln, Explosionen und blutigen Raufereien. Es ist nicht klar, ob er Bericht erstattet oder eine Drohung ausspricht. Mussolini macht ihm ein Zeichen zu schweigen. Der finstere Schwafler hält mit offenem Mund inne, in dem anstelle der einst bei einer Kundgebung durch einen Steinwurf ausgeschlagenen Vorderzähne ein Krater klappt. Er heißt Domenico Ghetti, stammt ebenfalls aus der Romagna, war als junger Mann mit Mussolini im Schweizer Exil, ist Anarchist, Pfaffenmörder, Finsterling, Gewaltmensch, Ränkeschmied, Entwurzelter.

Dann macht ihm Mussolini ein Zeichen, sich zu setzen, und bestellt ihm einen Teller Lasagne. Dass der Herausgeber des *Il Popolo d'Italia* nachts allein zu Fuß nach Hause gehen kann, verdankt er nicht zuletzt der Sympathie, die er in den verrohten Kreisen der Mailänder Anarchie genießt. Ghetti macht sich ans Essen, und am Tisch der Arditi kehrt wieder Stille ein.

Derweil schwillt der Radau in der Hinterstube an. Der Wein fließt, und Gesang wird laut. Die Arbeiter des *Avanti!*, der sozialistischen Zeitung mit Sitz in der Via San Damiano direkt hinter der Via Cerva, stimmen aus voller Kehle »Bandiera rossa« an. Jetzt trinken sie auf den 17. Februar, den Tag, an dem Mailand und ganz Italien nach dem flüchtigen Rausch des Sieges über den österreichischen Erzfeind bestürzt feststellen mussten, dass ihnen ein neuer Feind ins Haus stand: die bolschewistische Revolution.

An jenem denkwürdigen Tag waren vierzigtausend streikende Arbeiter zum Klang von dreißig Kapellen zur Arena gezogen, hatten rote Fahnen geschwenkt und Schilder gereckt, auf denen sie den soeben siegreich beendeten Krieg verdamnten. Ein sadistischer Hexentanz, in dem die Verstümmelten wie grausige lebende Beweise gegen ihre kriegslüsternen Dienstherrn zur Schau gestellt wurden. Die Sozialisten spuckten uniformierten Offizieren, die ihnen tags zuvor

noch den Angriff befohlen hatten, ins Gesicht, verlangten die Aufteilung des Bodens, verlangten Amnestie für Deserteure.

Dem anderen Mailand, dem nationalistischen, patriotischen, kleinbürgerlichen, das 1915 zehntausend Freiwillige in den Krieg geschickt hatte, dem Italien Benito Mussolinis, war dieser Aufmarsch erschienen, als würden »die Ungeheuer des Verfalls wieder lebendig«, als falle die eben erst befriedete Welt »einer Krankheit anheim«.

Als besonders verstörend hatten Mussolini und seinesgleichen die Tatsache empfunden, dass die Sozialisten Frauen und Kinder vorweg marschieren ließen. Der politische Hass, den diese zarten Münder herausbrüllten, war erschreckend und machte die erwachsenen Männer, die für den Krieg gewesen waren, fassungslos und bestürzt. Aus ganz einfachem Grund: Der antimilitaristische, antipatriotische Schrei aus Frauen- und Kinderkehlen ließ diesen krämerischen, autoritären, patriarchalischen, misogynen Männerschlag Schreckliches und Unerhörtes erahnen: eine Zukunft ohne sie. Während sich der Pulk durch die Straßen schob, hatten Bürger, Händler und Gastwirte hastig die Fenster geschlossen, die Rollläden heruntergelassen und die Türen verrammelt. Angesichts einer solchen Zukunft mauerte man sich lieber im Gefängnis der Gegenwart ein.

Tags darauf hatte Mussolini einen flammenden Leitartikel »Gegen die Rückkehr der Bestie« verfasst. Als Kriegsverfechter hatte er feierlich versprochen, die von den Demonstranten beleidigten Toten zu verteidigen, bis aufs Blut, »selbst wenn dazu in den Straßen und auf den Plätzen unserer Stadt Schützengräben ausgehoben werden müssten«.

Am Tisch der Sozialisten ist man inzwischen zu Likören und Schnäpsen übergegangen. Die Ausgelassenheit schlägt höher, der vom Alkohol geschärfte Hass spitzt sich zu. Der Name Mussolinis, des »Verräters«, ist deutlich zu hören, eine heisere Stimme brüllt ihn heraus.

Albino Volpi, der am Ecktisch gerade seinen Speck kleinschneidet, wechselt instinktiv den Griff um das Messer. Mussolini, blass und von den Schmähungen der alten Kameraden gekränkt, hält ihn mit einem



unmerklichen Kopfschütteln zurück. Er presst die Lider zusammen, öffnet die Lippen ein wenig und zieht die Luft durch die Zähne, als würde der bohrende Schmerz einer alten Verwundung ihn durchzucken, ein jugendlicher Liebeskummer, ein an Pocken gestorbener Bruder.

Der Verräter. Dann reißt er sich zusammen. Er wendet den Kopf, um zu schauen, wer ihn beleidigt hat, und sieht einen jungen Burschen, kaum zwanzig Jahre alt, schwächlich, rothaarig, Sommersprossen auf der hellen Haut. Der Junge hält seinem Blick stand, voller Stolz, als gälte es, die unterdrückte Menschheit zu befreien.

Mussolini nimmt seinen Hut. Das Geleit der Arditi weist er brüsk zurück. Auf dem Weg zum Ausgang meint er im Augenwinkel wahrzunehmen, wie Albino Volpi abermals den Griff ums Messer wechselt.

Mussolini wendet sich ab und tritt auf die Straße. »Arditi gegen Pazifisten, Sozialisten gegen Faschisten, Bürgerliche gegen Arbeiter, Männer von gestern gegen Männer von morgen.« Die Mailänder Nacht empfängt ihn wie das Wirkfeld zweier ineinander verwobener Kräfte, die parallel existieren, durch seine Adern fließen und ihm das stete, untrügliche Gefühl vermitteln, dass eine der beiden die andere töten muss.

Zu Hause am Foro Bonaparte warten seine Frau Rachele und zwei Kinder auf ihn. Doch es ist noch früh. Er beschließt, noch einmal das Bottonuto zu durchqueren und im Vicolo delle Quaglie Station zu machen, um die Gifte des Tages bei einer Prostituierten abzulassen, bei einer dieser begehrten und verachteten öffentlichen Frauen, die er und die anderen Veteranen seines Schlages gern »fleischliche Nachtöpfe« nennen.

Während Benito Mussolini zu Fuß die Via Cerva hinaufgeht, meint er einen erstickten Schrei aus dem Restaurant zu hören. Doch er ist sich nicht sicher. Vielleicht ist es nur die Stadt, die im Schlaf schreit.

---

An Dich, Mussolini, unser Bravo für Dein Werk; doch führe Deinen harten Kampf um Gottes willen fort, gibt es doch noch so viel »Kroppzeug«, das uns im Wege ist. Wir sind Dir im Geiste nah, doch schon bald werden wir Dir zur Seite stehen.

Telegramm der Offiziere des 27. Sturmbataillons,  
veröffentlicht in *Il Popolo d'Italia*, 7. Januar 1919

Der gesamte Bodensatz der Gesellschaft hat sich mit Dolchen und Revolvern, Karabinern und Handgranaten bewaffnet ... Zu diesem Plebs gesellen sich die Pennäler – berauscht von Kriegsromantik, den Kopf patriotisch umnebelt –, für die wir Sozialisten »Deutsche« sind.

Giacinto Menotti Serrati, Anführer des maximalistischen  
Flügels der Sozialistischen Partei Italiens

Alles geht den Bach runter. In der Tasche nicht den kleinsten Heller. Manchmal hungert man sogar. Wofür hat man gekämpft?

Der Mann, der das Militärkrankenhaus in der Via dei Mille verlässt, hinkt leicht. Sein in Schiefelage geratener Gang scheint von dem bandagierten linken Arm zu rühren, der in einer Schlaufe an seinem breiten Hals hängt. Er trägt die offene Jacke der Arditi mit den schwarzen Kragenspiegeln und den Seitenschlitzen für den schnellen Zugriff auf die Handgranaten. Auf dem linken Arm, unter der Binde versteckt, ein Abzeichen, auf dem ein altrömisches Schwert mit sphinxköpfigem Griff prangt. Der echte Dolch prangt gut sichtbar an seinem Gürtel. Sein bulliger, gedrungener, vom Gebrechen schiefer Körper nimmt die gesamte Breite des Gehsteigs entlang der Bahnleise ein. Die Passanten, die ihm auf der Via dei Mille begegnen, weichen ihm aus. Manche wechseln gar die Straßenseite.

Im Militärkrankenhaus ergehen sich sämtliche Veteranen der Sturmbataillone in der gleichen erbitterten Leier: Es ist eine Schande, man hat sie Knall auf Fall entlassen, vor die Tür gesetzt wie ein Dienstmädchen. Nach Kriegsende demütigten die Generäle sie erst mit monatelangen Märschen durch Regen und Morast, um ihnen ein wenig jener Disziplin einzubläuen, mit der man ihnen nicht zu kommen wagte, als man sie zum Erstürmen der feindlichen Schützengräben brauchte. Und dann demütigten die Politiker sie, indem sie sie über Nacht stillschweigend entließen. »Um nicht zu provozieren«, hieß es. Und wen durfte man nicht provozieren? Die Etappenschweine, die Miesmacher, die Sozialisten, die die Truppen demoralisiert und

die Niederlage von Caporetto auf dem Gewissen haben, solche wie Treves, der im Parlament getönt hatte »kein weiterer Winter in den Schützengräben«, die Frömmeler des Papstes, der das Massaker an ihren Kameraden als »sinnloses Gemetzel« bezeichnet hat. Und um dieses Gesocks zufriedenzustellen, hatte man sie jetzt einfach aufgelöst, klammheimlich, ohne Gesang, ohne Blumen, ohne beflaggte Straßen. Ganz verstohlen sind die Helden in das zivile Leben zurückgekehrt wie Diebe in das Haus des Herrn.

Der Mann schleppt sich die Via degli Artisti im Borgo dei Pinti entlang Richtung Zentrum. Ihm wurde gesagt, bei der Bruderschaft der Barmherzigkeit könne man womöglich etwas für ihn tun. Dort hat die Stadt einen Transportdienst für Invaliden eingerichtet. Vielleicht ergibt sich da auch für ihn etwas. Denn während sie Kopf und Kragen fürs Vaterland riskierten, haben die Deserteure ihnen zu Hause die Arbeit weggenommen, und jetzt sind die Drückeberger fein raus, und die Kämpfer hungern. In Frankreich sind die siegreichen Heimkehrer durch Napoleons Triumphbogen gezogen, in allen Ländern hat man sie euphorisch empfangen, sie aber, die eines der größten Reiche der Geschichte zerstört und sich in einer gigantischen Heldentat aufgerieben haben, wurden im Dunkeln und auf Zehenspitzen nach Hause geschickt. Von wegen Marsch auf Wien, von wegen Paraden, Kolonien oder Fiume, keine Entschädigung, rein gar nichts. Alles geht den Bach runter. Man lebt von Tag zu Tag. Wofür haben sie gekämpft?

Die bunte Marmorfassade des Doms strahlt in der Frühlingssonne. Die riesige Kuppel von Brunelleschi, die größte, die jemals gemauert wurde, scheint den Ruhm eines Volkes zu feiern, das nach Caporetto die Kraft gefunden hatte, sich triumphal aufzuschwingen. Doch jetzt stürzt Italien erneut in den Abgrund, versinkt in Streiks und den Sabotageakten der »Roten«, die das Land an Moskau verschachern wollen, als wären sie nicht auch Italiener, als müsste man sich des Ruhmes schämen. Büßen. Für den Geist des Krieges büßen. So hat der Abgeordnete Treves im Parlament gezetert. Und jetzt wollen sie jene für den Sieg bezahlen lassen, die bereits mit Schweiß und Blut bezahlt haben, die Interventionisten, die Heimkehrer, die Kriegsversehrten,

die Brüder, die nächtelang im Hochland durchhielten. Die Regierung Nitti unterstützt den Verrat. Sie demütigt die Männer der Piaveschlacht, indem sie die Deserteure amnestiert, und will den siegreichen Krieg abwickeln wie einen Konkursfall. Sie hat die Heimkehrer sogar aufgefordert, die Uniform zu Hause zu lassen, um »nicht zu provozieren«. Der *Avanti!* hat in das gleiche Horn gestoßen und proklamiert, die Italiener seien »Besiegte unter den Siegern«. Und er hat recht. Alles entgleist in diesem endlosen Rückzug. Alles geht den Bach runter.

»Nieder mit dem Kapitalismus!« Der Ruf kommt von einer Gruppe Straßenarbeiter, die den Platz vor dem Seiteneingang des Doms pflastern. Wütend beschimpfen sie den schamlosen Soldaten in Uniform, der sich, einen Arm in der Schlinge, zum Sitz der Barmherzigkeit schleppt. Sie werfen ihm vor, den imperialistischen Herrenkrieg gewollt zu haben. Sie brüllen »Mörder«, »Schandkerl«.

Der Eingang der wohltätigen Organisation ist nur wenige Schritte entfernt, die Pflasterer zählen kaum mehr als ein halbes Dutzend, der Soldat ist allein und arg zugerichtet. Und bleich vor Zorn. Er hat sich als Freiwilliger bei Baseggios »Todeskompanie« gemeldet, nicht um sich zu drücken, sondern weil er das Abenteuer liebte, wie damals als Kind in Amerika, dem Kontinent, dessen Namen er trägt; er hat an der Schlacht von Sant'Osvaldo in der Valsugana teilgenommen, wo das gesamte Bataillon beim Frontalantritt der feindlichen Stellungen vernichtet wurde; in den Tagen der Schlacht von Vittorio Veneto, auf dem Monte Pertica, einem uneinnehmbaren, 1500 Meter hohen Gipfel, der den Österreichern Handbreit um Handbreit abgerungen wurde, war er durch Maschinengewehrfeuer aus einem feindlichen Flugzeug verletzt worden, hatte sich dem Lazarett jedoch verweigert und war an die vorderste Linie zurückgekehrt, wo er drei Tage später durch den Splitter eines in der Batterie explodierten Geschosses abermals verwundet worden war; für die Eroberung eines Stützpunktes in der Valsugana war er in General Graziolis Gegenwart von Baseggio öffentlich gelobt worden, ihm wurde eine silberne Tapferkeitsmedaille und ein Kriegskreuz verliehen, der Krieg steckt ihm

in den steifen Knochen der linken Hand, er hat seinen Fronturlaub auf eine beschwerliche Reise nach Albanien verwendet, zusammen mit seinem Kameraden Banchelli, um – vergeblich – nach dem Grab seines Bruders Albert zu suchen, Oberleutnant im 35. Bataillon des Bersaglieri-Regiments, der im Jahr zuvor in der Schlacht gefallen war. Und ihn, einen Mann, der den Namen eines abenteuerlichen Kontinents trägt, schimpfen diese Feiglinge einen Schandkerl.

Das ist unerträglich. Da wäre er besser dort oben geblieben, um zwischen den Dolinen des Monte Grappa die Erde zu düngen.

Der Soldat stellt sich mitten auf den Platz. Er brüllt »Etappen-schweine!« und legt die Hand an den Dolch.

Sogleich sind sie auf ihm. Ein hemdsärmeliger, untersetzter Bursche springt ihm ins Gesicht und verpasst ihm zwei Faustschläge auf die Zähne. Schon liegt der siegreiche Soldat am Boden, bespuckt und mit Fußtritten traktiert. Er tut keinen Mucks, schreit nicht, fleht nicht, doch sein kräftiger, erwachsener Männerkörper, der sich binnen weniger Sekunden um fünfundzwanzig Jahre in die Embryonalstellung zurückentwickelt hat, schickt der Kathedrale Santa Maria del Fiore sein eigenes, unmissverständliches, pathetisches Flehen entgegen. Niemand erhört es. Der erste Pflasterer, der ihn angegriffen hat, reißt ihm die Ardito-Kragenspiegel von der Jacke und stopft sie ihm ins Maul.

So finden ihn die Krankenträger der Barmherzigkeit: zusammengekrümmt wie ein erwachsener Fötus. So laden sie ihn auf die Trage. Er ist nicht schwer verletzt – nur Prellungen, Abschürfungen, ein paar ausgeschlagene Zähne –, doch in der Welt dieses Mannes scheint es keinen einzigen guten Grund mehr zu geben, zur aufrechten Haltung zurückzukehren. Erst später findet er die Sprache wieder, um bei dem Polizisten, der seine Personalien für das Protokoll aufnimmt, die Betonung zu korrigieren.

»Dùmini«, verbessert er, »Amerigo Dùmini. Mit Betonung auf der ersten Silbe. Wie im Toskanischen.«